

Lieber mehr Freizeit

Autor(en): **Schmidt, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **57 (1982)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-105203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In der Schweiz spricht man von Arbeitszeitverkürzung statt Realloohnerhöhung. Umstritten ist plötzlich auch der Teuerungsausgleich. Fast kein Tag vergeht, ohne dass man von Kurzarbeit oder Betriebsschliessungen und Entlassungen liest.

Trotzdem hat eine Umfrage ergeben, dass der Schweizer lieber mehr Ferien und Arbeitszeitverkürzung möchte statt mehr Lohn. Wie repräsentativ diese Umfrage ist, bleibe dahingestellt. So kann sich nur jemand aussprechen, der viel arbeitet und genug verdient.

Die Statistik beweist zwar, dass die Schweizer viel arbeiten, mehr als in den meisten europäischen Ländern, dass die wöchentliche Arbeitszeit hoch ist. Aber in der heutigen Situation hat der Schweizer Arbeiter und Angestellte schon gar keine Alternative zu sagen, ich möchte lieber mehr Ferien als mehr Lohn, denn Lohnerhöhungen stehen kaum zur Diskussion. Das hat sowohl die öffentliche Verwaltung (Bund, Kantone und Gemeinden) als auch die Privatwirtschaft klar gemacht. Was soll also eine solche Umfrage? Sie bestätigt nur, dass man sich mit dem abfindet, was man bekommt, und dass man noch etwas erhält, nämlich eine Arbeitszeitverkürzung oder mehr Ferien ohne Lohnverlust. Wenn alles gut geht.

Freizeit und Ferien spielen in unserer Gesellschaft und Wirtschaft eine grosse Rolle. Und wenn die Arbeitszeit immer kürzer wird, was zu erwarten ist, so wird die Freizeitgestaltung eine noch bedeutendere Rolle spielen. Schon heute stehen viele Industrien und Dienstleistungen im Zeichen der Ferien und der Freizeit: Der Tourismus und alles was damit zusammenhängt, Sport, Hobbys, Kultur, Weiterbildungsmöglichkeiten, Fernsehen usw. Ein Abbau der Arbeitszeit schafft mehr Freizeit und ermöglicht andere Tätigkeiten, bringt also anderen Arbeit und damit Verdienst.

Weder von Arbeitszeitverkürzung (höchstens weniger Hausaufgaben) noch Lohnerhöhung sprechen Schüler, wenn sie an die Zukunft der Schule denken. Hier einige Ausschnitte aus Aufsätzen: «16. August 2001: Heute beginnt ein neues Schuljahr. Ich komme in die 2. Sek. Im Laufe der Jahre hat sich die Schule geändert: die harten Stühle, die hölzernen Schulbänke, die mühsamen Wandtafeln, die man auf- und abschieben muss, die Hitze, die in jedem Schulzimmer die Schüler erdrückt und die lauthallenden Holzböden, all dies kennt man heute nicht mehr. Heute sieht die Schule anders aus: Jeder Schüler sitzt auf einem

bequemen drehbaren Ledersessel an einem mit Teppich bezogenen Pult. Zum Schreiben wäre die Unterlage zu weich, aber heute schreibt man nicht mehr von Hand. Der Schüler hat an Stelle der Füllfeder eine Tastatur, mit welcher er schreiben kann. Das Geschriebene wird auf einem Bildschirm, der im Pult eingebaut ist, angezeigt.»

Das sind die Zukunftsperspektiven von Albert, einem Schüler der 2. Sek. Die Bürolandschaft von heute wird in 20 Jahren auch zur Schullandschaft.

Aber er geht noch weiter: «An die Schulreise und ins Klassenlager fliegt die Klasse mit dem schuleigenen UFO. Ins Klassenlager geht man nicht mehr in den nächsten Kanton, sondern in andere Länder, wie zum Beispiel China. Hausaufgaben muss der Schüler nicht mehr machen, weil er mit dem Computer viel schneller arbeiten kann.»

In etwas andere Richtungen gehen die Überlegungen von Werner zum gleichen Thema: «Bis ins Jahr 2001 hat sich nichts Grundsätzliches verändert an der Didaktik, mit welcher man in der Schule unterrichtet. Es wird zwar noch in Schulhäusern gelehrt, aber diese befinden sich nun unter der Erde, da ein grosser Prozentsatz des Landes atomverseucht ist. In jedes Schulhaus gehen 100 sehr gute und 100 schwächere Schüler, damit die besseren den schlechteren ihr Wissen mitteilen können.»

Franco verlegt die Schule des Jahres 2001 ins Weltall hinaus. Das Schul-UFO bringt die Schüler jeden Tag dorthin. «Um 10 Uhr fängt die Schule an und um 14 Uhr hört sie auf. Jeder Schüler hat seinen eigenen Computer. In dieser Schule lernen die Schüler nur das Rechnen und das Singen. Die Sprachen kennen sie nicht, sie verständigen sich via Computer mit Zahlen und Symbolen.»

Auch die Rolle des Lehrers hat sich verändert, wie Karl feststellt: «Die Lehrer sind jetzt nur noch zur Dekoration da, denn wenn der Schüler etwas nicht weiss, dann hat er ja seinen Computer.»

Für Roberta ist es wichtig, dass sie selber nichts mehr tun muss: Sie hat für alles Roboter, zu denen sie ein sehr persönliches Verhältnis hat, sie nennt sie Milli, Rumbo, Zombie, Marlboro, Entchen, Baby, Sleeper, Röschen, Kotelette, Klo-Service, Geldus-Zahlus, Putz-Häuschen und Klingel-Boy.

Die Schule 2001 ist nicht mehr so fern. Wie sie aussehen wird, darüber wage ich keine Prognose. Sicher dürfte auch der Computer Einzug halten, aber es ist zu wünschen und zu hoffen, dass es eine humane Schule bleibt. Die Aufsätze der

Schüler zeigen aber, wie stark die Einflüsse der Computer-, Elektronik- und Science-Fiction-Welten auf die Phantasie der Schüler bereits sind.

Gastrecht für eine Glosse

Anfang September hat der Zürcher «Tages-Anzeiger» seine Leser mit einer Reportage über eine Hobbyfliegerin beglückt. Wie rührend ist doch die Geschichte von der Bauerntochter, die «schon als Kind das Zupacken gelernt hat» und nun als Privatpilotin auf ihrer «Bücker» durch die Lüfte kreist.

Nur – was bringt eigentlich die Zeitung dazu, diese Romanheftlistory als Aufmacher des Lokalteils zu veröffentlichen? Etwa die Ansicht, der Fluglärm stelle kein ernstes Problem dar? Ohne den Privatfliegern persönlich nahetreten zu wollen, muss man doch deutlich festhalten, dass ihr Hobby in der dicht besiedelten Schweiz völlig fehl am Platz ist. Es ist ein Anachronismus aus jener Zeit, in der man glaubte, alles technisch Machbare sei auch vernünftig. Und was die Schulung von Nachwuchs für die Militärflieger betrifft: Es fällt schliesslich auch niemandem ein, die Strassen, Wiesen und Äcker für Hobbypanzerfahrer freizugeben. Falls für die betreffende Dame das Fliegen wirklich «das höchste der Gefühle» ist, so kann dies nur sein, weil sie nicht daran denkt, wievielen Menschen sie damit aufs lästigste in den Ohren liegt...

Weil es beim Wohnen nicht nur um Häuser geht, sondern immer mehr auch um die Umwelt, habe ich die obenstehende Glosse als Leserbrief an die Redaktion des Tages-Anzeigers geschickt. In einem höflichen Schreiben hat mir darauf die Redaktion – oder war es ein Computer? – mitgeteilt, sie erhielte zu viele Zuschriften und könne deshalb unter anderem auch meine nicht abdrucken.

Im Gegensatz zu anderen Leserbriefschreibern bin ich allerdings durch die Absage nicht dazu verurteilt, einfach die Faust im Sack zu machen. Schliesslich hat «das wohnen» in der Region Zürich mehr als zehntausend Leserinnen und Leser. Sie erfahren nun eben hier, dass die Gedankenlosigkeit gewisser Mitmenschen die Wohnlichkeit unserer Siedlungen weit stärker beeinträchtigt als manche Bausünden. Und der Redaktion des Tages-Anzeigers habe ich doch noch kurz geantwortet: «Ich nehme die Absage nicht persönlich. Dennoch erlaube ich mir festzuhalten, dass die Redaktion Ihrer Zeitung offenbar lieber andere kritisiert, als Kritiken gegenüber dem Tages-Anzeiger selbst zu drucken.» fn.